Ist Vergebung möglich?

36 Jahre nach dem Ende der DDR begegnet der Jugendwerkhof-Insasse Robby Basler seinem Erzieher wieder. Sie sagen: Heute sind sie Freunde.

Von Josa Mania-Schlegel, Leipziger Volkszeitung & Sächsische Zeitung, 22.09.2026

Unter einer knorrigen Linde im Norden Mecklenburgs, eine Stunde vor der Ostsee, stehen zwei Männer, die Freunde wurden, obwohl alles dagegen sprach: Den einen steckte der Staat vor 40 Jahren in einen Jugendwerkhof, ein Umerziehungsheim der DDR. Der andere sollte ihn dort für den Staat umerziehen.

„Ich dachte, weil du jetzt in Rente bist, kannst du mal frei von der Leber weg reden“, sagt Robby Basler, 58 Jahre, dessen längeres graues Haar unter seiner umgedrehten Basecap hervorschaut. „Ach, mit dir hatte ich überhaupt keinen Stress“, sagt Bernd, 64 Jahre, der eigentlich anders heißt. Ein Mann mit raspelkurzem grauem Haar, der durch seine dicken Brillengläser schaut. „Du warst einer von meinen Guten. Du bist auch der Einzige, den ich je wiedergesehen habe.“

Kein Land behandelt all seine Bürger gleich. Manche passen sich an und haben es gut – andere hadern, verweigern, gehen unter. Wenn ein Land verschwindet, folgt die Gerechtigkeit nicht automatisch nach. Taten verjähren, Akten verstauben. Irgendwann ist für die Vergangenheit niemand mehr zuständig. Ob jemand sie aufbricht, hängt dann von Einzelnen ab.

Robby, der Rebell, und Bernd, sein Erzieher, haben sich dafür entschieden. Was dabei herauskommt, weiß vorher niemand.

Das rote Gemäuer des ehemaligen Benediktinerinnenklosters schimmert in der tief stehenden Sonne. Was in den rund 30 Jugendwerkhöfen der DDR geschah, ist gut

erforscht. Laut der Bundesstiftung für Aufarbeitung waren sie „Orte, an denen eine Gewaltanwendung billigend in Kauf genommen wurde“.

Die SED wollte junge Menschen nach ihrem Wunsch verändern. Wer geklaut oder geprügelt hatte, kam hierher, aber auch politische Rebellen. Robby, der im Spreewald zur Schule ging, hatte den Staatsbürgerkunde-Unterricht geschwänzt. Es gab Strafsport, Einzelarrest, Zwangsarbeit und militärischen Drill.

Und es gab Erzieher wie Bernd. Was sich in Rühn abspielte, ist kaum erforscht. In den Sechzigerjahren kamen drei Erzieher von hier wegen Übergriffen vor Gericht. Erst später, in den Achtzigern, trafen Robby und Bernd aufeinander. An einem sommerlichen Spätnachmittag fangen sie an, über den knirschenden Kies zu spazieren, den gestreckten Ostflügel am Klosterhof 1 entlang, 800 Jahre alte Backsteingotik.

Was gibt es heute noch zu sagen? Wie zum Aufwärmen stellen sie sich ein paar Fragen der Kategorie Familienfeier: Wann haben wir uns das letzte Mal gesehen? Was machen die Knochen? Du rauchst jetzt?

Zweimal haben sie sich als Erwachsene gesehen. Das erste Mal kurz nach der Wiedervereinigung. Robby führte damals ein schnelles, aufregendes Leben, das man ihm heute noch ansehen kann: an dem lässig geöffneten Hemd, dem selbstbewussten Dreitagebart, seinem schelmischen Grinsen.

Kurz nach dem Mauerfall hatte er einen Verlag gegründet und sich hoffnungslos damit verschuldet. Er ging in den Westen, arbeitete in der Modebranche, fuhr teure Autos und verliebte sich mehrfach unglücklich. An seine Jugend dachte er so gut wie nie, aber eines Morgens wachte er auf, dachte, es sei ein guter Tag, um seinen ehemaligen Erzieher Bernd zu besuchen. „Ich wusste ja, wo du wohnst“, sagt er.

Bernd schaut in die Sonne und nickt. „Ja, das wusstest du.“ Die gute Wohnung gab es für ihn zum Job im Jugendwerkhof dazu. Sie lag im ersten Stock eines grob verputzten, kasernenhaften Anbaus auf demselben Gelände, gleich neben dem rötlichen Backsteinbau.

Der Job war Bernds Plan B, denn eigentlich wollte er zum Militär. Doch der Staat wusste von seiner Westverwandtschaft. Der Jugendwerkhof war aber keine schlechte

Alternative. Arbeit und Wohnung für ihn, seine Frau und die ein, zwei, bald drei Kinder – dafür hätten andere in der DDR viel gegeben.

Natürlich waren da die langen Schichten, manchmal 28 Stunden am Stück. Aber parallel konnte Bernd studieren. Und seine Abschlussarbeit schrieb er: über Robby. Die Arbeit ist verschollen, an den Inhalt erinnert er sich kaum. „30 Seiten und kein schlechtes Wort“, beteuert er. Über Bernds Arbeit finden sich in Archiven kaum Vermerke. Was man über ihn weiß, erfährt man von ihm selbst – oder von Robby.

Zum zweiten Mal trafen sie sich Mitte der Neunziger. Wieder war es Robby, der einfach losfuhr. Er arbeitete damals für ein Fußballmagazin und brachte Bernd, von dem er wusste, dass ihn der FC Hansa interessierte, einen Stapel mit. Als er ankam, stand Bernd gerade auf der Leiter und tapezierte. Also half Robby. Sie tapezierten bis zum Abend und Robby blieb über Nacht.

Vielleicht, sagen sie, war das ja der Anfang ihrer Freundschaft. Bloß sahen sie sich danach nie wieder. Warum, das wissen sie nicht. „Es war erst mal alles gesagt“, sagt Robby.

Manchmal dauert es, bis einem die richtigen Fragen einfallen, vielleicht sogar Jahrzehnte. Bernd steckt sich eine Zigarette an, als sie in den Klosterhof einbiegen. Sie laufen über den weichen Boden, der hier mehr Sand als Erde ist. Sie sinken ein und erinnern sich, zeigen auf Fenster, Anbauten und Türen. „Hier war unser Speiseraum“, sagt Bernd. „Und hier die Bowlingbahn“, sagt Robby. Sie legen ihre Hände an den roten Backstein, als wollten sie sich dem Gebäude ankündigen. Oder ihm etwas entlocken.

Und Bernd, der lieber Dinge ausspricht, als Fragen zu stellen, bläst Rauch in die Luft und sagt: „Ich weiß eigentlich bis heute nicht, warum du bei uns warst.“

„Schulschwänzer“, sagt Robby. So stand es auf seinem Einweisungsbeschluss. „Weil ich Hütten gebaut habe“, sagt er dann und grinst das schelmische Grinsen eines 16-jährigen Rebells.

Mitte der Achtziger hatte er in einem Waldstück nahe seiner Schule Holzhütten gezimmert. Nicht am Wochenende, sondern während des Unterrichts. Während des Staatsbürgerkunde-Unterrichts, wo er „ein gefestigtes Klassenbewusstsein“ entwickeln sollte. Er verabscheute diesen Unterricht, sagt Robby. Bald kamen Klassenkameraden

nach und die halbe Klasse zimmerte Hütten gegen das Regime – welches Robby, ihren Anführer, in den Jugendwerkhof schickte.

Es war der letzte Tag des Sommers 1984. Sein Vater, ein Baggerfahrer, der nach den Schichten trank, fuhr ihn im Wartburg aus dem Spreewald nach Mecklenburg. Die Sonne war noch nicht ganz aufgegangen. Seine Mutter, eine Blumenbinderin in einer Gärtnerei, hatte geweint. Die Fahrt dauerte vier Stunden.

„Du hast gezittert“, sagt Bernd leise. „Am ganzen Körper“, sagt Robby. Bernd fiel der Zitternde auf, weil er dünner, schmächtiger und trotzdem reifer und erwachsener wirkte als die anderen. Jemand, der klug genug war, keinen Ärger zu machen. Im Jugendwerkhof gab es acht Gruppen mit mindestens zwölf Jugendlichen. Bernd nahm Robby in seine auf. „Das war mein großes Glück“, sagt Robby.

Im Jugendwerkhof herrschte Arbeitspflicht. Robby wurde ins Schichtsystem des Möbelwerks eingegliedert. In viel zu großen Hosen schraubte er die Schrankwand „Bützow“ zusammen, zog an Wochenenden Rüben, jobbte bei der Reichsbahn, im Kornspeicher, in der örtlichen Haftanstalt.

Alle fünf Wochen durfte er für ein Wochenende nach Hause. Nach 15 Monaten durfte er wieder ganz heim. Bernd, der keine Fragen stellt, stellt nun doch eine: „Hat dich die Zeit hier eigentlich doll verändert?“ Naja, sagt Robby. „Die Zeit mit 16, 17, 18, wo andere mit dem Moped fahren und Mädels kennenlernen, die wurde mir einfach genommen.“

Es gibt Dinge, die weiß man auch nach Jahrzehnten nicht. Und je länger Bernd und Robby an den roten Mauern entlanglaufen, desto mehr Geschichten fallen ihnen ein. Bernds stammen aus den Jahren nach der Wiedervereinigung. Kurz vor der Schließung des Jugendwerkhofs wurde er noch stellvertretender Direktor. Dann war er arbeitslos. Er blieb es lang, wurde krank, fand nie wieder richtig zurück. Rühn hat er nie verlassen.

In den vergangenen 30 Jahren verfolgte er, was sich im alten Kloster tat. Wie sich der große Backsteinklotz veränderte, als setzte er sich tatsächlich in Bewegung. Ein Klosterverein gründete sich, Ateliers und Manufakturen zogen ein, es gab Ausstellungen

und Lesungen. Zum Adventsmarkt duftet es im Klosterhof nach Zimttee und Schweinebraten.

Die Geschichte verzog sich allmählich. Heute erinnert praktisch nichts an den Jugendwerkhof. Auf einer Tafel stehen zwei kurze Sätze, auf der Website eine Passage aus Wikipedia. Bernd sagt: Er findet es nicht schlecht, dass der Ort neu belebt wird.

Ein Rabe krächzt. Und Robby bleibt plötzlich stehen, als wäre ihm etwas eingefallen. „Hier war es“, sagt er. Er schreitet den Weg ab, zu einer braunen, unscheinbaren Tür mit kleinem Fenster. „Er zog mich hier über den Beton an den Haaren, und schmiss mich dann hier rein.“ Er deutet auf die Tür und späht zwischen seinen Händen durch das Glas. „Die Arrestzelle“, sagt Bernd. „Genau. Dann warf er sich auf mich und würgte mich.“

Erst habe er seine Alkoholfahne gerochen. Dann seinen Zorn gespürt. „Ich dachte, jetzt ist es vorbei.“ Bernd zündet sich noch eine Zigarette an. Dann sagt er: „Robby, das habe ich nicht gewusst.“

Robby bekommt heute eine Opferrente: 417 Euro laut Rehabilitierungsgesetz. Er musste vor Gerichten jahrelang um sie streiten. Er ist froh, dass er sie hat, denn er ist arbeitsunfähig. Seit der Corona-Pandemie fühlt er sich erschöpft, sagt er. Er glaubt, es liege an der Impfung. Sein Arzt sagt, es liege an den Monaten im Jugendwerkhof. Über die Zeit hat Robby ein Buch geschrieben. „Der Fall Germany“ heißt es. Er nennt es „eine Zeugenaussage“.

Sie sind weitergelaufen. Die braune Tür ist nur noch im Hintergrund zu erkennen. Den Erzieher, der Robby beinahe erwürgte, kann man nicht mehr befragen. Totgesoffen habe er sich, sagt Bernd. Dass er Robby damals nicht umbrachte, glaubt Robby, war vielleicht nur Zufall. „Er hat sich plötzlich über sich selbst erschrocken und losgelassen.“ Diese Geschichte hat Robby Bernd noch nie erzählt. Sie haben schon gemeinsam tapeziert, getrunken, gefrühstückt. Aber so etwas?

Bernd läuft einige Schritte voraus, auf den grünen, weichen, frisch gemähten Hof. Im Jugendwerkhof hat er mit Anfang 20 angefangen, war kaum älter als manche Insassen. „Ich habe mich hier lange selbst als Jugendlicher gesehen“, sagt er. „Was andere Erzieher gemacht haben, wusste ich nicht. Wenn ich jetzt so was höre, ist mir das neu.“

Er habe gewusst, dass nach 22 Uhr, wenn die Türen zu waren, manche Erzieher ihr eigenes Ding machten. Bei Gewalt habe er nicht weggesehen. Er habe auch nicht unbedingt hingesehen. Warum? Um sich aufzulehnen? Das System zu stürzen? Seinen Job zu verlieren? Sein Zuhause? „Als junger Mann hinterfragst du nicht jede einzelne Handlung“, sagt er. „Du denkst dir auch nicht jedes Mal etwas Schlimmes.“

Man kann Manuela Rummel anrufen, die bei der Gedenkstätte des berüchtigten Jugendwerkhofs Torgau in Nordsachsen arbeitet. „Die Perspektive auf die Erzieher ist komplex“, sagt sie. „Man kann nicht das ganze Personal eines Jugendwerkhofs über einen Kamm scheren.“ Nicht alles, was an einem Jugendwerkhof geschah, war automatisch Unrecht. Nicht jede Biographie war ein Verbrechen.

Heute, in Zeiten steigender Jugendkriminalität im Bereich Raub und Gewalt, fordern manche im Osten Deutschlands wieder eine härtere Erziehung, manche sogar Einrichtungen wie die Jugendwerkhöfe. Manuela Rummel aus Torgau ist aber überzeugt: Ein Ort, an dem es Arrestzellen gibt, könne aber nicht geeignet sein für Jugendliche sein. Heute wie früher, sagt sie – „auch wenn damals sicher noch andere Vorstellungen von Erziehung herrschten“.

Fragt man Bernd, nach welchen Maßstäben er erzogen hat, dann sagt er: „Von Gewalt halte ich nichts.“ Und Robby sagt: „Bernd, dir kann ich auch keinen Vorwurf machen. Es gab eben diese eine Nacht.“

Später bestellen sie noch Essen. Robby den Lachs, Bernd das Sauerfleisch. Und ein Bier. Und später, als sie aufstehen und gehen, greift Robby in seine Tasche und holt drei Bücher heraus. „Das hier habe ich geschrieben“, sagt er. „Der Fall Germany”, drei Exemplare, eingeschweißt. „Die wollte ich dir persönlich geben. Es ist meine Lebensgeschichte, über die ganze Sache. Lies dich mal rein.“

Bernd nimmt die Bücher und sagt nichts. Er umarmt Robby kurz und fest. „Hab noch ein schönes Leben“, sagt Robby. „Du auch“, sagt Bernd. Sie sind Freunde, sagen sie. Ob sie sich wiedersehen?